Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 193. Bromberg, den 22. September 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von Edmund Sabott.

5. Fortsetzung.

Nach jener Unterhaltung über MacArrew im Rauchsalon des Schiffes war es Gwennie, als hätte man ihr plötzlich über Jay Ogden die Augen geöffnet, und als wäre sie nun die einzige Sehende unter lauten Blinden. War es nicht, als habe Jay Ogden, da er MacArrews Verbrechen gleichsam verteidigte und verherrlichte, seine eigene verbrecherische Neigung verteidigt und verherrlicht? Zum ersten Male war es ihr gelungen, durch Jay Odgens Augen bis auf den Grund seiner Seele zu sehen. Und Angst packte sie!

Sie saß ihm später beim Lunch gegenüber, fühlte sich dann und wann ertappt bei ihrem scheuen Beobachten, und immer qualvoller wurde in ihr das zitternde Gefühl einer großen, unaussprechlichen Angst. Die „Springflower" fuhr einer Gefahr entgegen, die Jay Ogden heraufbannte, und heute oder morgen oder an irgendeinem nahen Tag würde diese Gefahr hereinbrechen über das weiße Schiff.

Sie ging nach dem Lunch nicht wie sonst mit den andern aufs Promenadendeck, sondern zog sich in ihre Kabine zurück, um zu überlegen. Ihr erster Gedanke war, an Frank einen langen, chiffrierten Bericht zu senden über alles, was sie an Bord gesehen, gehört und beobachtet hatte. Sie nahm auch ein Blatt Papier zur Hand und wollte beginnen, aber sie wußte nicht womit. Sie fürchtete, sich ihm überhaupt nicht verständlich machen zu können und fand mit einem Male, daß alle Gründe, die sie zu ihren Besorgnissen zu haben glaubte, lächerlich nichtig wurden, sobald sie versuchte, Ausdruck und Namen zu geben.

Was hatte sie eigentlich gehört?

Lord Pearsonby hatte davon gefaselt, daß er seine Liebe zu ihr durch eine Tat der Aufopferung beweisen wollte. Wer konnte daraus die Vermutung schöpfen, daß das Schiff einer Gefahr entgegenging? Hatte sie zu Anfang nicht selber über die verliebten Worte des Lords gelacht?

Und die Nennung des Namens Gerelli? War es nicht möglich, daß sie sich verhört, oder daß Gerelli nichts anderes war als ein Spitzname des italienisch aussehenden Lords? Daß man sie heute von Pearsonby so hartnäckig und offensichtlich ferngehalten hatte — konnte das nicht ein Zufall sein? Erschien ihr das alles vielleicht nur deswegen verdächtig, weil die Angst vor Jay Ogden sie verwirrt gemacht hatte?

Was sollte sie an Frank telegraphieren? Sie würde ihn in Sorge und Unruhe stürzen, und er hätte doch nichts für sie tun können, selbst wenn er guten Willens gewesen wäre. Sie konnte keine Hilfe von ihm erwarten, ebensowenig wie von irgendeinem anderen Menschen, selbst dann nicht, wenn sie sich wirklich in Gefahr befand. Das Festland war fern. Seit drei Tagen war die „Springflower" keinem fremden Schiff mehr begegnet. Und gegen wen sollte Frank ihr helfen? Gegen Jay Ogden?

Gwennie versuchte ein Lachen: Ich bin kindisch vor Angst geworden, schalt sie sich. Am hellichten Tag sehe ich Gespenster, und wenn ich irgendeinem Menschen davon erzählte, so würde man mich mit Recht für verrückt halten, und der Schiffsarzt würde mir einen gehörigen Schluck Brom verschreiben, damit meine Nerven wieder in Ordnung kommen. Gwennie Dolan fürchtet sich vor Jay Ogden, als sei sie ganz allein mit ihm an Bord der „Springflower" und ihm ausgeliefert wie einem Seeräuber! Wenn ich Frank später davon erzähle, wird er einen schönen Begriff von meinem Mut bekommen und mir vorschlagen, mir eine Kinderfrau zu halten!

Gwennie setzte sich selbst den Kopf zurecht, da kein anderer ihr die Pflicht abnahm, und als sie ein paar Minuten später hinaustrat auf das Deck zu den andern, die in den Streckstühlen faulenzten, versuchte sie, eine strahlende Miene zu zeigen, verschwendete ihre Heiterkeit sogar an den Herzog von Ellisburne, der sich ihrer sogleich wieder bemächtigte.

Lord Pearsonby, in einem Liegestuhl ausgestreckt, träumte den Wolken seiner Zigarette nach, blinzelte zuweilen über das leicht bewegte Meer, in die silberne Grenze, die der Horizont bildete, und tat so, als habe er von Gwennies Erscheinen überhaupt nichts gemerkt.

Abermals wollte wieder das alte, wachsame Mißtrauen über sie kommen, aber dann wandte sie sich lachend an den Herzog, der ihr eine mitleidig spöttische Bemerkung über Carol Lispenard ins Ohr geflüstert hatte.

Der unglückliche Carol litt wegen seines ruhelosen Herzens arg unter der immer stärker werdenden Hitze, und er hatte heute nach dem Lunch verkündet, daß es unbedingt notwendig für ihn sei, seinen Blutdruck zu messen. Er sei in höchster Sorge. Die „Springflower" verdiene nicht, ein gut und modern ausgestattetes Schiff genannt zu werden, da sie keinen Meßapparat an Bord habe, und der Arzt natürlich infolgedessen nur unzuverlässige Diagnosen stellen könne.

Man versuchte, den armen Carol zu beruhigen, aber er zeigte sich trübsinnig und jedem Trost unzugänglich. Seine Mienen wurden immer bekümmerter, und er grollte seinem Vater, der ihn auf diese Reise mitgeschleppt hatte und ihm die Gesundheit ruinierte.

Nur einmal während dieses ganzen Nachmittags wagte Lord Pearsenby, sich Gwennie zu nähern. Es schien ihr, als wäre sein Lächeln anders als sonst, als stünden hinter den gleichgültigen Worten, die er an sie richtete, beschwörende Bitten. Er sah erbarmungswürdig hilflos aus, der kleine Lord, und es schien ihm auch nicht sehr gut zu gehen: Sein Gesicht war nicht mehr blaß, sondern erdgrau, sein Mienenspiel und seine Gesten waren von auffallender Nervosität. Er sprach überstürzt und verhedderte sich oft in seinen Worten, namentlich dann, wenn sein Blick auf den Herzog von Ellisburne fiel, der ihn kalt, schweigsam und mit höhnischem Abwarten beobachtete.

Gwennie hatte Mitleid mit dem Armen, und sie behandelte ihn besser als sonst. Als er den demütigen Vorschlag wagte, in der Bar ein Eisgetränk zu nehmen, denn die Hitze sei nun allgemach unerträglich geworden, war sie sofort einverstanden — aber der Herzog auch. Er schloß sich ihnen ohne weiteres an, und es war rührend zu sehen, wie tapfer der Lord mit seiner Enttäuschung und seinem Ärger kämpfte.

Waren es nur Ärger und Enttäuschung? Was noch deutlicher auf Pearsonbys Gesicht geschrieben stand, war zweifellos Angst! Angst wovor? Seine unruhig flackernden Augen und sein jammervoll unsteter Blick gaben in Gegenwart des Herzogs keine Antwort. Waren die beiden Feinde?

Ich muß ihn unbedingt heute noch sprechen, nahm Gwennie sich vor. Ich werde ihm klare, eindeutige Fragen stellen, und er wird mir nicht minder klar und eindeutig antworten müssen. Ich will wissen, was hier vorgeht. — — —

Die Gelegenheit dazu fand sich erst am späten Abend im Festsaal, wo man trotz der drückenden Nähe des Aquators

wie an jedem Abend tanzte. Es fiel ein leichter Regen auf Deck, und man hatte die Veranstaltung des Tanzes dort oben absagen müssen.

Lord Pearsonby hatte fast ständig mit Mary Rantoul getanzt, und er sah noch immer wie am Nachmittag ein wenig krank und erschöpft aus, als Gwennie ihn während einer Pause bemerkte und ihm freundlich, auffordernd und lächelnd zunickte. Er schien sofort zu verstehen, wenn er auch aus Vorsicht ihren Gruß nicht erwiderte. Wie ganz ohne Absicht näherte er sich dem Platz, wo sie in Gesellschaft des Herzogs und Jay Ogdens saß, und als die Musik einsetzte, stand er plötzlich vor ihr und verbeugte sich. Niemand, auch der Herzog nicht, hatte das verhindern können.

Gwennie stand auf und ging ihm drei Schritte entgegen.

Warum pocht mein Herz so laut? fragte sie sich ungeduldig. Sie fühlte in ihr Gesicht eine Hitze steigen, und ihr Atem ging plötzlich so schwer.

Sie tanzte.

Ivy Schuyler, die eng in Lord Hurrogates Armen geschmiegt vorüberglitt, sandte ihr einen verzückten Blick zu und schloß dann im Weitertanzen die Augen.

Lord Pearsonbys graues Gesicht schien steinern in seiner starren Unbeweglichkeit. Gwennie fragte ihn nichts, weil ihr plötzlich unbegreiflicherweise aller Mut abhanden gekommen war, Fragen an ihn zu stellen. Erst als sie sich weit im Tanz von der Stelle entfernt hatten, wo der Herzog von Ellisburne mit Jay Ogden saß, begann Pearsonby zu sprechen. Er verlangsamte gleichzeitig seine Schritte um Zeit zu gewinnen.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Miß Gwennie", begann er sehr erregt, aber ganz leise, so daß sie ihn anfänglich kaum verstehen konnte. „Wir werden beobachtet, und deshalb dürfen Sie, was ich Ihnen auch immer sage, keine Miene verziehen! Sie dürfen nicht erschrecken! Hören Sie mich, Miß Gwennie?"

„Ja, Lord Henry, ich höre Sie. Was haben Sie mir zu sagen?"

„Sie müssen lächeln, Miß Gwennie, als wenn ich Ihnen die schönsten und süßesten Schmeicheleien sagte! Sie müssen lächeln!"

Und Gwennie lächelte wirklich, ihr Herz klopfte zum Zerspringen.

Eine Pause entstand. Sie tanzten an dem Herzog von Ellisburne und Jay Ogden vorbei, und beider Augen folgten dem tanzenden Paar. Gwennie lächelte, wie es ihr befohlen worden war, und Lord Pearsonby neigte sich tief und zärtlich über ihre Schulter.

Er flüsterte: „Sie sind in Gefahr, Miß Gwennie! Sie sind in Gefahr! Das ganze Schiff ist in Gefahr!"

Gwennie starrte ihn an, und sie erschrak, denn es war ihr, als spräche er im Irrsinn, sein ganzes Gesicht war furchtbar entstellt, seine Lippen zuckten, und seine Augen hatten einen seltsamen starren und blicklosen Ausdruck.

„In welcher Gefahr, Lord Henry? So sprechen Sie doch!"

„Nicht so laut! Um Gottes willen, nicht so laut! Lächeln Sie, Gwennie, lächeln Sie, und seien Sie nicht erschrocken! Wir werden beobachtet! Jay Ogden — — —. Es geht um mein Leben!"

Und Gwennie lächelte.

Lord Pearsonby atmete heiß und schnell.

„Wir haben nur noch wenige Minuten Zeit. Ich kann Ihnen nicht viel sagen. Aber ich flehe Sie an, mir zu vertrauen und mir zu glauben! Sie glauben mir, Miß Gwennie?"

„Ja, Lord Henry, ich glaube Ihnen!"

Das Saxophon heulte und wimmerte, schwieg dann und überließ den Geigen die Melodie. Einige der tanzenden Paare summten sie mit.

Lord Pearsonby flüsterte: „Glauben Sie mir, Miß Gwennie, heute nacht in Ihre Kabine zu kommen? Wollen Sie mich erwarten?"

„Ja, ich erwarte Sie. Was werden Sie mir mitteilen?"

„Wie wir uns retten können — — —"

„Von wem droht die Gefahr?"

„Von allen, von allen — — —"

„Mein Gott, so sprechen Sie doch!" flehte sie. „Vielleicht kann der Kapitän, wenn wir ihn zu Rate ziehen — — —"

Pearsonby zuckte zusammen.

„Nein, nein! Kein Wort darüber zum Kapitän! Wir alle wären verloren! Zu keinem Menschen dürfen Sie davon sprechen!"

„Aber was geht hier vor? Wer ist Jay Ogden?"

„Sie müssen sich gedulden! Ich könnte Ihnen jetzt doch nicht alles sagen. — Lächeln Sie, Gwennie! Jay Ogden beobachtet uns! Nein — sehen Sie nicht zu ihm hin! Er beobachtet uns! — Heute nacht, Gwennie! Hören Sie? Ich werde kommen! Sie müssen warten! Ich weiß noch nicht, wann ich komme. Wollen Sie warten?"

„Ja, Lord Henry, ich warte!"

Abermals eine Pause.

Die Musik nahm noch einmal in rasch anschwellendem Crescendo und dröhnendem Fortissimo die Melodie auf und peitschte sie wirbelnd ihrem Ende zu.

„Haben Sie einen Menschen, Miß Gwennie, der alles für Sie täte," fragte Lord Pearsonby stockend, „einen Menschen, der sein Leben für Sie einsetzt, wenn es nötig sein sollte?"

„Ja!" flüsterte sie und dachte an Frank Hull.

„Und können Sie ihn erreichen, ohne daß irgendeiner an Bord des Schiffes Ihre Nachricht lesen könnte?"

„Ja, Lord Henry, ich habe mit ihm eine Geheimschrift verabredet, die nur er ganz allein kennt."

Pearsonby atmete hoch auf, und als er jetzt lächelte und lächelnd Gwennie ansah, war von seinem Gesicht die Maske genommen. Wie ein endlich Erlöster sah er aus.

„Dann werden wir uns retten können, Miß Gwennie!" sagte er still und von einer in sich gekehrten Heiterkeit, wie sie ihn nie sprechen gehört hatte. „Wir werden uns retten können!"

„Aber sagen Sie, worum es sich handelt, Lord Henry! Ich verstehe Sie nicht! Ich verstehe kein Wort!"

Das Saxophon heulte auf. Der Ton der Geige stieg schimmernd in jauchzende Höhen und brach jäh ab. Die Musik schwieg, und der Lord geleitete Gwennie zu ihrem Platz zurück. Er gab keine Antwort mehr auf ihre letzte Frage.

Als er sich vor ihr verbeugte, fragte er noch einmal flüsternd: „Sie werden warten?"

„Ich werde warten — ja!"

„Ich komme!"

*

Aber Lord Henry Pearsonby kam nicht.

Gwennie wartete, bis der silberblaue Morgen durch die verhangenen Fenster in ihre Kabine schlich. Sie wartete mit erhitzten Wangen, mit pochendem Herzen und in schrecklicher Erregung. Von Zeit zu Zeit fiel sie in Schlaf, und Schritte, die draußen laut wurden und wieder verhallten, schreckten sie aus ihrem Schlummer empor.

Lord Pearsonby kam nicht. Gwennie wartete vergebens.

Was war geschehen? Hatte man ihn festgehalten? Hatte man ihn absichtlich beim Spiel, das am vergangenen Abend von den Herren geplant worden war, so lange aufgehalten, daß es ihm unmöglich schien, noch zu ihr zu kommen?

Gwennie kleidete sich früher an als gewöhnlich, und Jeanette, noch halb verschlafen, machte erstaunte Augen. Aber sie fragte nicht.

Gwennie blieb in ihrer Kabine, weil sie hoffte, daß Pearsonby vielleicht doch noch jetzt am Morgen kommen würde.

Er kam auch jetzt nicht. Ein Steward pochte kurz nach acht Uhr an Gwennies Kabinentür. Jeanette öffnete und erfuhr, daß der Kapitän alle Herrschaften sobald wie möglich in den großen Saal bitten lasse.

Gwennie fühlte sich erblassen. Sie wußte in gleichem Augenblick, da sie die Worte des Stewards gehört hatte, daß seine Meldung sich auf den Lord bezog. —

Als sie den Saal betrat, war er fast noch leer. Den Herzog von Ellisburne und Jay Ogden sah sie nicht, nur ein paar andere Herren saßen an den Tischen und rauchten. Sie zuckten die Achseln, als Gwennie an sie eine Frage richtete.

Die Antwort gab der Kapitän, der eine Viertelstunde später in Begleitung des Herzogs und Jay Ogden den Saal betrat. Er hatte ein ernstes, etwas verstörtes Gesicht.

„Ich habe Ihnen, meine Damen und Herren, eine traurige Nachricht zu bringen. Der Kammerdiener Lord Pearsonbys teilte heute früh Herrn Trocy, dem wachthabenden Offizier, mit, daß der Lord gegen drei Uhr nachts seine Kabine verlassen habe und nicht mehr zurückgekehrt sei. Wir haben ihn gesucht, wir haben das ganze Schiff nach ihm durchsucht; gefunden haben wir ihn nicht. Es gibt leider keinen Zweifel mehr daran, daß Lord Pearsonby von allen unbemerkt über Bord gegangen ist."

Er machte eine Pause, sah auf den Herzog von Ellisburne und fügte dann hinzu: „Es besteht die sichere Vermutung, daß Lord Pearsonby Selbstmord begangen hat. Er hat sich oftmals in den letzten Tagen zu seinen Freunden dahin geäußert. Seine Hoheit der Herzog von Ellisburne, des Lords nächster Freund bestätigt das."

Der Kapitän schwieg und kein Laut war im Saal. Die Ventilatoren brummten, ein leises Klirren und Zittern von dem Stampfen der Maschinen, nichts sonst.

Die sechzig oder siebzig Menschen, die vor dem Kapitän sitzen, rühren sich nicht.

Der Tod hat Einzug gehalten auf der „Springflower". Und alle sind erstarrt, da er den Weg gefunden hat hierher zu ihnen über das weite blaue Meer zu dem weißen Schiff.

Den kleinen Lord Pearsonby hat der Tod weggeführt. Alle sehen den Lord noch vor sich: sein blasses, schmales Gesicht, seine großen dunklen Augen, die zarten ,feingliedrigen Hände ,mit denen er sich wohl jetzt im Geschling und im Tang auf dem Meeresboden festklammert.

Und plötzlich bricht durch die Stille ein Schrei. Aller Köpfe fliegen herum. Gwennie Dolan steht aufrecht und hoch mitten im Saal. Sie ist todblaß ,wankt, aber sie steht. „Kapitän!" schreit sie gellend und hoch, und ihre Stimme überschlägt sich. „Kapitän! Kein Selbstmord! Kein Selbstmord! Lord Pearsonby ist — — — ist ermordet worden!"

Sie tut zwei Schritte und taumelt. Sir Galway, der Freund Tantiah Sahibs, fängt sie in seinen Armen auf, auch Jay Ogden ist im Augenblick zur Stelle, und man trägt die Ohnmächtige in die Kabine.

Der Schiffsarzt wird gerufen, und er drängt alle Neugierigen aus Gwennies Kabine hinaus. Nur Jay Ogden bleibt. Er hat sich als Student der Medizin zu erkennen gegeben und darf hilfreiche Hand leisten. Er bleibt. Er bleibt auch bei der Ohnmächtigen, als der Schiffsarzt davonläuft, um Medikamente zu holen.

Einige Minuten lang ist Jay Ogden mit Gwennie allein, und als der Schiffsarzt endlich wiederkommt, sieht Gwennies Antlitz aus wie das einer friedlich Schlummernden. Keiner Mühe gelingt es, sie wach zu bekommen. Der Schiffsarzt steht ratlos. Gwennies Puls geht leise und schwach, ihre Pupillen sind seltsamerweise stark erweitert. Der Arzt schüttelt den Kopf und weiß sich keinen Rat.

Da tritt der Herzog von Ellisburne mit besorgter Miene ein, und Jay Ogden erhebt sich, geht ihm rasch entgegen, nickt ein leises, kaum wahrnehmbares Zeichen mit dem Kopf. Sie lassen den Arzt mit der Kranken allein, gehen langsam den schmalen Kabinengang hinunter, und plötzlich sagt der Herzog nusicher und fast voller Angst:

„Es wird Zeit, Mao, allerhöchste Zeit!"

Jay Ogden wendet ihm langsam das Gesicht zu, seine Stirn ist gerunzelt, und kaum, daß er die Lippen bewegt, antwortet er: Heute abend!"

Und es hört sich an, als gäbe ein Feldherr den Befehl zur Schlacht.

(Fortsetzung folgt.)

Spanienreise.

Von Friedrich Just.

(Nachdruck verboten.)

8.

Im Lande der Konquistadoren.

Als nach der Vertreibung der Königin Isabella und des Jesuitenordens 1868 die Drangsalierung der Protestanten aufgehört und in der Verfassung nichtkatholischen Bekenntnissen eine gewisse Duldung, wenn auch nicht Gleichberechtigung gewährt worden war, fing Fritz Fliedner, der Sohn des Gründers der Kaiserswerther Diakonissenarbeit, in Madrid ein deutsches Hilfswerk für die evangelischen Spanier an. Vor allem richtete er nach der Gepflogenheit der Reformation Schulen ein, von der Kleinkinderschule an bis zum Gymnasium. Obwohl in den evangelisch-spanischen Schulen Schulgeld verlangt wird, die Staatskirche gegen die Eltern mit Kirchenstrafen vorgeht und Konkurrenzschulen mit freiem Schulunterricht und Schulspeisung errichtet, sind die Fliednerschen Schulen von Kindern katholischer Eltern überfüllt, vor allem das Gymnasium „El Porvenir" d. h. „Zukunft". Auch die Spanier wissen die gediegene deutsche Schularbeit, der jede Seelenfängerei fernliegt, zu schätzen. Nach dem Tode des Gründers setzen die drei Söhne Theodor, Georg und Hans Fliedner die Arbeit an den spanischen evangelischen Gemeinden, Schulen und Waisenhäusern fort.

Vor etwa 20 Jahren kam nun ein Bauer aus dem Dorfe Ibahernando im entlegensten Estremadura nach Madrid zu einer Operation. Seine Frau besuchte ihn, geriet in einem Hause über ein spanisches Neues Testament, kaufte es und sammelte, wieder nach Hause gekommen, die Nachbarn um das Lesen dieses seltsamen Buches. Nach etlicher Zeit kam ein Fliednerscher Bibelbote in jenen Ort, sah und berichtete von dem dortigen Bibelkreise. So entstanden ohne Plan und Zutun in jenem weltabgeschiedenen Dorfe und in der Umgebung evangelische Gemeinden.

An einem Besuche dieser Bauerngemeinden teilzunehmen, fordert mich Pastor Fliedner auf. Es ist eine zeitraubende und anstrengende Reise, aber in jene Gegenden kommen die Spanienreisenden sonst kaum — Estremadura heißt das „Aeußerste", und das bedeutet nicht nur das äußerst gelegene, sondern auch äußerst zurückgebliebene Landstück — darum ergreife ich diese günstige Gelegenheit sofort mit Freuden.

Die Fahrt geht in großem Bogen durch das Guadianagebiet, durch Höhen und Täler, an Granitblöcken, Burgtrümmern, Ackerfluren, Zistusheiden, Eichenwaldungen vorbei, über das größte Quecksilbergebiet der Erde, zu Weinfeldern und Schafweiden. In Medellin verlassen wir die Eisenbahn und besteigen ein Auto. Wir sind im Lande der Konquistadoren, der Eroberer der Neuen Welt. Die Abwanderung gerade der tatkräftigsten Männer nach Amerika hat zu dem Rückgange Estremaduras wesentlich beigetragen. Medellin ist der Geburtsort des Eroberers von Mexiko, Hernan Cortes (geb. 1485). Ein kleiner Ort mit öden Häusermauern in gerader Straßenzeile, schmutzig weiß, vor einem Hügel, der in Korn, Kaktusfeigen und Unkraut zu einer grauen Kirche mit vielen Storchnestern und zerfallenen Burgmauern aufsteigt. Im Sonnenbrande fahren wir auf der alten Brücke aus dem Jahre 1636 über den Guadiana. Vor uns traben zwei Esel gemächlich hintereinander, auf dem ersten ein stumpfsinniger Mann, auf dem zweiten eine dicke Frau mit Sonnenschirm. Die Esel machen keinerlei Anstalten, auszuweichen — sind doch auch Autos eine Stilwidrigkeit in dieser Zurückgebliebenheit — sodaß wir gezwungen sind, langsam hinterherzufahren. Dann geht's über einen niedrigen Bergzug und durch weite Heide zu dem Dorfe Santa Amalia, wo wir von der kleinen evangelischen Gemeinde aufs freundlichste und echt spanisch empfangen und bewirtet werden. Bei dem abendlichen Beisammensein in dem Schulgebäude kann man einen Blick in das Volksleben tun, die freie Haltung der einfachen Bauern bewundern und sich an der Anmut der jungen Mädchen mit den schönen Vornamen Consuelo d. h. Trost, Paz d. h. Friede u. a. m. freuen, aber auch über die trostlosen sozialen und wirtschaftlichen Zustände und bittere Armut mancherlei hören. Hier wird man noch nach altspanischer Sitte nur mit dem Vornamen angeredet. Ich heiße also während dieser Tage nur Don Federico. Als Zunamen werden übrigens zwei Namen gebraucht, nicht nur der Vatersname, sondern auch der der Mutter. Darum sind die spanischen Namen auch so volltönend. Unser schönes Wirtstöchterlein heißt Consuelo Olmo y Munnoz.

Nach einer Nacht im heißen Alkoven — die Schlafzimmer sind in Spanien oft ohne Fenster — mit siegreichem Wanzenkampfe fahren wir am nächsten Tage weiter durch die endlose blühende Heide mit weißem Zistus, hohem stacheligem Feigenkaktus, Bienenständen in primitiven Kästen aus Borke, Steineichen. Nur selten begegnet man einem Menschen... einer Frau mit dem Wasserkruge auf dem Kopf, ein Kind an der Hand... urwüchsigen Schäfern mit langem Lederschurz über den Knien... Jungen hinter spitzrüsseligen schwarzen Schweinen.

Mit dem Postauto geht's weiter über die Heide in längerer Fahrt nach Puerto de Santa Cruz. Hier muß der Esel bestiegen werden. Unter dem Geleite des spanisch-evangelischen Pastors wird nach Hinaufstieg über einen Berg die gesunde Höhe des Dorfes Ibahernando erreicht. Blühende Oelbäume, von denen ein Zweig mich bis Polen begleitet, Weinberge und eine weite Sicht über die Ebene, die welligen Höhenzüge und die Bergstadt Trujillo entschädigen die Mühen des Aufstiegs reichlich. Im Pfarrhause hört man mancherlei von den Schwierigkeiten, mit denen die protestantischen Gemeinden zu kämpfen haben. Noch immer darf kein nichtkatholischer Gottesdienstraum das Aussehen einer Kirche haben, nicht an der Straße stehen, keinen Kirchturm, Glocken oder äußerliche Symbole wie Kreuz u. dgl. zeigen. Auch dürfen außen keinerlei kirchliche Aufschriften oder Hinweise auf Gottesdienste und gottesdienstliche Veranstaltungen angebracht werden. Und das alles im 20. Jahrhundert! Von den sozialen Nadelstichen bei Verpachtungen und Arbeitsvergebungen ganz zu schweigen.

Wir fahren nach Trujillo, dem alten Turgalium der Römer. Auf kahler Höhe mit riesigen Felsblöcken steigt die Stadt zum Kastell, der wiederhergestellten Maurenburg, auf. Hier ist um 1478 Francisco Pizarro, der Eroberer von Peru, geboren. Die Bergstadt macht den Eindruck von Reichtum und Pracht vergangener Tage. Mehrere große Paläste mit Wappenschmuck zeugen noch von den Schätzen der Neuen Welt, die die Konquistadoren hierher brachten. Durch ein Bogentor schaut man auf die Plaza Mayor, den Marktplatz, mit Laubenumgang, Konquistadorenpalästen, einer Kirche mit den landesüblichen Storchnestern und dem alten Römerturm Turris Julia darüber. Es wird gerade das Modell eines Denkmals für Pizarro, das eine reiche amerikanische Dame gestiftet hat, aufgestellt, und ein schönerer heroischer Hintergrund dafür läßt sich kaum denken.

Mit einem großen Postauto geht's zur nächsten Bahnstation. Eine interessante Fahrt. Von der kahlen Höhe geht der Blick weit über die Heide und Bodenschwellen zu den Gebirgsfernen. Hier verstehe ich's, wie die Jugend dieser Heidestrecken mit ihrer grandiosen Einsamkeit und Oede sehnsuchtsvoll nach den Bergen im Westen ge'chaut

hat, hinter denen das weite Meer liegt, und über die beengenden Grenzen ihre Phantasie und brachliegende Tatkraft geschickt haben. Männer, die aus solcher weiten Einöde herauskommen, werden großzügig handeln. Hungerleider, die aus bedürfnisloser Armut in Goldgebiete geraten, werden maßlos im Erraffen und Vergeuden der Schätze sein.

Der Wildwest Spaniens tut sich mir auf. Heide, unermeßliche Heide... Steineichen, unter denen hier und da Meiler dampfen. Man braucht viel Holzkohlen in Spanien. Weißblühende Zistusstrecken... Korkeichen, deren dicke Rinde alle 10 Jahre abgeschält wird... Schafherden, in bestimmten Abständen eine hinter der anderen. Die Merinoschafe wandern durch die weiten Westgebiete von Weideplatz zu Weideplatz. Zum Winter nach Süden, zum Sommer nach Norden. An der Straße ist ihnen eine breite Trift freigelassen. Der Kampf zwischen Schafweide und Ackerland hört aber nicht auf. Tausende von Schafen... zehntausend... Weidende Rudel von Pferden... Spitz zulaufende Hütten aus Rinde, Wigwams für die Waldarbeiter, mit Kesseln über loderndem Feuer und hockenden Frauen davor... Eine Brücke über den Almonte, einen Nebenfluß des Tajo. In deren Bogen sehen die Schwalben aus wie schwirrende Schmetterlinge, so groß ist die Brückenöffnung. Eine einzige Ortschaft wird berührt, sonst nur Meilenhäuser, an denen der Wagenführer die Post in Empfang nimmt und an den sichersten Aufbewahrungsort, unter sein Gesäß, legt... Ueber die Sierra de Miravete mit einem wunderbaren Blick von der Höhe ins Tajotal... Herabsteigende Schaftriften... Stiergehege... Oelbäume... In Schlingen geht's hinunter, über den Tajo und durch Feigen- und Olivenpflanzungen nach Navalmoral. Von hier könnte man das Kloster Yuste, bei dem Kaiser Karl V. — echt spanisch — den Königsmantel mit dem Mönchsgewand vertauschte, besuchen, aber, da keine Eisenbahn- und Autoverbindung dorthin führt, muß der Besuch aus Zeitmangel unterbleiben. So fahren wir stundenlang an der Sierra de Gredos mit gezacktem Kamm und schneebedeckten Gipfeln entlang durch Zistusheiden zu den Bergen Toledos und weiter nach Madrid.

(Schluß folgt.)

Schicksalstragödien.

Zwangsweise Internierung in Irrenhäusern.

Von Max Rose.

Die Einlieferung eines Menschen in eine Irrenanstalt ist wohl gleichbedeutend mit „lebendigem Begrabensein". Ein Lebender, aber ein — geistig Toter, dessen Schicksal sich erfüllt hatte. Wohl ihm, wenn die „lichten Momente" nicht zu häufig kommen und das Bewußtsein, wenn auch vielleicht nur blitzartig, erleuchten und ihn die Tragik seines Geschickes erkennen lassen. Grauenhaft ein solcher Gedanke. Grauenhafter aber noch zu denken, daß es Menschen in Irrenanstalten gibt, die sich vollkommen geistig gesund fühlen und unter „geistig Toten" die einzigen „geistig Lebenden" sind. Als gesunder Mensch zwangsweise unter Geisteskranken leben zu müssen und als solcher behandelt zu werden, ist wohl mehr als tragisch anzusehen. Kommen derartige Fälle wirklich vor und sind sie im Zeitalter fortgeschrittenster Wissenschaft, auch auf dem der Seelenkunde, überhaupt möglich?

Mit einem derartigen Fall, mit dem Fall des Molkereibesitzers von G., beschäftigte sich vor einiger Zeit die Presse. Auch das Wohlfahrtsministerium beschäftigt sich mit dem „eigenartigen" Fall. Auf des Ministers Veranlassung wurde von G. durch einen Kreismedizinalrat untersucht und für geistig vollkommen gesund erklärt. Der Mann war auf Grund eines vertrauensärztlichen Gutachtens aus der Anstalt entlassen worden, in die man ihn auf Grund von Gutachten zweier anderer Ärzte zwangsweise als „geisteskrank" hineingebracht hatte. Aber auch die Gerichte werden sich mit dem Fall beschäftigen, denn der als „geistig gesund" der Freiheit wiedergegebene von G. hatte gegen seine Frau, auf deren Veranlassung die Internierung erfolgte, Strafantrag gestellt wegen Freiheitsberaubung, ebenso wie gegen die beiden ärztlichen Gutachter, die ihn für geisteskrank erklärt hatten. Zu dem Fall wird man erst Stellung nehmen können, wenn ihn die Gerichte geklärt haben.

Ähnlich gelagerte Fälle haben schon häufiger die Öffentlichkeit und die Gerichte beschäftigt. So erregte vor Jahren der Fall eines ehemaligen Rechtsanwalts die öffentliche Meinung außerordentlich. Das bedauernswerte Opfer psychiatrischen Irrtums und gehässiger, ihm feindlich gesinnter Verwandten, kämpfte einen erbitterten jahrelangen Kampf um sein vermeintliches Recht. — Auch der Fall eines Fabrikbesitzers und ehemaligen Stadtverordneten hat einige Jahre früher die Gerichte beschäftigt. Der als „geisteskrank" interniert gewesene Mann hatte sich nach seiner Entlassung an den Herausgeber einer Berliner Wochenschrift gewandt und diesem seine Leidensgeschichte unterbreitet. Ein „Moderne Irrenhaus-Folter" überschriebener kritischer Artikel voll schwerer Angriffe gegen die Anstaltsärzte gab den Gerichten Anlaß, gegen den Artikelschreiber und Herausgeber der Wochenschrift vorzugehen. In dem Artikel waren Betrachtungen über die Irrenpflege im allgemeinen enthalten, die darin gipfelten, daß die Irrengesetzgebung des Deutschen Reiches ein einziger großer Mißstand sei und die irrenrechtliche Praxis sich zu einer Gefahr für die körperliche und geistige Wohlfahrt der Staatsbürger ausgewachsen habe.

Die Irrengesetzgebung mag, wie so vieles andere, reformbedürftig sein. Sache der gesetzgebenden Körperschaften ist es deshalb wohl, sich anläßlich besonderer Vorkommnisse mit der Materie zu beschäftigen. Ob aber damit die Wiederholung von Einzelfällen für immer ausgeschaltet wird, erscheint nach Lage der Sache zweifelhaft. Es ist mehr als auffällig, daß in fast allen Fällen Angehörige die treibenden Kräfte für die zwangsweise Internierung der „gesunden Irren" gewesen sind. Familientragödien, die man wohl schwerlich jemals aus der Welt schaffen wird. Wer vermag gegen dunkle Triebe, Leidenschaften und schlechte Charaktereigenschaften von Menschen anzukämpfen? Es ist so vieles menschlich unbegreiflich, was oft unmenschlich erscheint. Schwerwiegender als menschliche Schwächen, gegen die sich ein Starker schließlich immer noch wehren kann, ist aber — wissenschaftlicher Irrtum. Man sollte meinen, daß bei dem heutigen wissenschaftlichen Stande der Psychiatrie „Irrtümer" von so schwerwiegender Bedeutung unmöglich sein sollten. Tatsache ist, daß in allen bekannt gewordenen Einzelfällen medizinisches Gutachten gegen medizinisches Gutachten stand. Die Ärzte, die gutachtlich sich geäußert haben, verbleiben selbstverständlich bei ihrer wissenschaftlich begründeten Ansicht. Wer vermag zu beweisen, daß die eine oder die andere Ansicht über den Geisteszustand des dem Arzt anvertrauten Kranken die richtige war?

Ich erinnere mich eines etwa 30 Jahre zurückliegenden Falles. Ein damals sehr bekannter Schriftsteller, der ein an fast allen Bühnen Deutschlands mit großem Erfolg aufgeführtes Drama geschrieben hatte, wurde eines Tages in eine Irrenanstalt bei Berlin zwangsweise eingeliefert, wie man erzählte auf Betreiben seiner Frau. Natürlich fanden sich zahlreiche Freunde und Verehrer des Schriftstellers, die an seine „unheilbare Geisteskrankheit" nicht glaubten. Ihre Ansicht fand scheinbare Bestätigung durch das „vernünftige Benehmen" des Mannes, das er seinen Besuchern gegenüber an den Tag legte. Die Ärzte waren auf Grund ihrer Untersuchungsergebnisse dagegen der Ansicht, der Kranke sei unheilbar. Er verblieb einige Jahre in der Anstalt und starb dann an — Gehirnerweichung. Schicksalstragödien!

Bunte Chronik

* **Ein seltsamer Fluß.** Westlich vom Kilimandscharo strömt vom Berge Maru ein Fluß in die Ebene herab, dessen Wasser eine ganz eigenartige Zusammensetzung aufweist. Der Engari Njuki, wie der Fluß heißt, führt nämlich ein ziemlich starkes, natronhaltiges — Bitterwasser, das, nach dem Bericht Bergers, vermutlich durch die Mischung verschiedener, im Berge Maru enthaltener Mineralstoffe entsteht. Während das Wasser, wie alle Bitterwässer, auf die Menschen stets stark wirkt, übt es merkwürdigerweise auf die Tiere, die davon trinken, keinerlei Wirkung aus. Hierbei handelt es sich jedenfalls um eine weitgehende Anpassung, die indes notwendig würde, weil außer dem Wasser des Engari Njuki in diesem Landstrich weit und breit kein anderes Wasser vorkommt, so daß die Wildtiere entweder verdursten oder sich wohl oder übel an den Genuß des Bitterwassers gewöhnen mußten.

*

* **Einst und jetzt.** Das Generalgericht von Massachusetts erließ im Jahre 1647 die Verordnung, daß ein junger Mann, der sich ohne Erlaubnis der Eltern oder, in deren Abwesenheit, einer obrigkeitlichen Person, um ein junges Mädchen bewerbe, das erste Mal mit fünf, das zweite Mal mit zehn Pfund Sterling bestraft und im dritten Wiederholungsfalle gefänglich eingezogen werden solle. Im Jahre 1660 wurde auch tatsächlich ein Kapitän Alake zu der Geldstrafe von fünf Pfund verurteilt, „weil er Edmund Brages Tochter ohne Einwilligung der Eltern den Hof gemacht".

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.